In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 231 — **Posen, den 8. Oktober 1929** — **3. Jahrg.**

Der Falschspieler

Roman von Käte Lubowski

(24 Fortsetzung.)

Das Rauschen der sonderbaren Flammenwelle hielt an. Die Hitze im Kopf stieg. Seine Augen begannen zu brennen. — Was konnte er tun, um dies zweifelsfrei zu wissen? — Was . . .? — Ihm fiel nichts ein. Die Ständeruhr in Direktor Wumberts Zimmer schlug zwölfmal. Der Bürodiener riß die Tür zu dem Chefzimmer auf, so weit es nur gehen wollte . . . Die massige, kleine Gestalt des sagenhaft reichen Bremer Kaufherrn schob sich über die Schwelle.

„Servus, Herr Krumbholz . . .“ — Vor Beginn der Verhandlungen eine kurze persönliche Unterhaltung. Die breite, dichtbehaarte Hand hieb sich auf P. A. Krumbholz' Schulter nieder.

„Wie steht's daheim? Was macht Anitachen? Muß nett geworden sein . . . Vor zehn Jahren, als ich sie das letztemal sah, versprach das wenigstens die kleine Krabbe“

Krumbholz berührte Anitas Verlobung nicht. Er konnte sich überhaupt nicht zu dem gleichen harmlos fröhlichen Ton aufraffen. Seit Kriegsausbruch waren die geschäftlichen Beziehungen mit Maserkopf-Bremen zerrissen geblieben. Erst kürzlich hatte sie Kerst in unglaublich geschickter Weise wieder angeknüpft. — Der Bremenser — fahrig oder gierig auf den geschäftlichen Teil zu stoßen, fragte interessiertér:

„Wo ist Ihr Baron? Hören Sie, Bester, den halten Sie sich. Ein fabelhaft versierter Herr. Ich hoffe, wir werden nicht ohne ihn verhandeln . . .“

P. A. Krumbholz murmelte etwas. Sein bleiches Gesicht wirkte neben dem wollüstig genießerischen des anderen beängstigend starr.

Herr Maserkopf liebte die Heimlichkeiten nur, wenn sie von ihm ausgingen.

„Wie gefällig?“ fragte er spitz, als fühle er sich irgendwie beleidigt.

„Herr von Kerst hat, leider, in dringender persönlicher Angelegenheit verreisen müssen. Jedoch . . . ich hoffe sehr, daß er bald zurückkommt.“

„Sonst könnten wir die Geschichte ja auch bis morgen verschieben. Ich bleibe so wie so noch ein paar Tage in Berlin.“

In Krumbholz stieg ein Gefühl der Auflehnung hoch. War er schon dermaßen unfähig zum Abschluß wichtiger Geschäfte geworden, daß man einfach über ihn fortging?

„Ich bitte Sie, mit mir allein fürlieb zu nehmen,“ sagte er schroff. Der andere kannte diesen Ton noch und erkannte in ihm den gewiegten, wortkargen Geschäftsmann wieder, vor dem er einst Respekt gehabt.

„Nun . . . nun,“ beschwichtigte er, „es war nicht weiter bös gemeint. „Dieser Baron hat nur mehr Geduld und Verbindlichkeit, als wir beide zusammengenommen! Zusammenstöße, glaube ich, gibt es da nicht.“

P. A. Krumbholz blieb einsilbig. Die Verhandlung nahm ihren Anfang. Es ergab sich aber, daß Herr Maserkopf den letzten Vorschlag im Hotel vergessen hatte, während Kerst den Durchschlag, aller Wahrscheinlichkeit nach, zur nochmaligen Durcharbeitung in seine Privatwohnung mitgenommen hatte. Es mußte also vertagt werden.

„Wann könnte ich das Anitachen denn mal sehen?“ fragte Maserkopf beim Abschied. Blitzschnell überlegte Krumbholz. Zuerst mußte er Gewißheit haben.

„Wenn es Ihnen um acht Uhr passend wäre,“ und er erinnerte an seine Adresse. Herr von Maserkopf sagte scheinbar erfreut zu und verabschiedete sich mit einem bedauernden Blick auf Kersts leergebliebenen Arbeitsstuhl.

. . . P. A. Krumbholz atmete wie erlöst auf, als er endlich allein war. Er hätte zur Zeit die Verhandlung mit dem millionenschweren Witwer, von dem nur einer seiner Direktoren wußte, ob er gerade seine Bremenser Villa, das Meraner Haus oder eine oder die andere seiner mehr oder minder eleganten Unterkunftsstätten bewohnte, unmöglich mit dem nötigen Schneid führen können. Dieser kinderlos gebliebene Lebemann genoß wenigstens die Früchte seiner Arbeit und, wie man ihm nachsagte, nicht minder diejenigen seiner verschiedenen Glücksepochen. Während er selbst . . .? Der sich während Maserkopfs Anwesenheit um eine Kleinigkeit gelockert habende Ring, schloß sich schon wieder und beengte stärker und unerträglicher als zuvor. Ein Gedanke durchblitzte ihn. Gewiß trugen auch andere weibliche Wesen, außer Ruth und Anita, zur Zeit tiefe Trauer. Immerhin war es eine gewisse Handhabe. Wieder riß er den Hörer empor und verlangte, nachdem er seine Nummer erreicht hatte, seine Tochter Anita, die auch sofort zur Stelle war . . . Was er vorhatte, war nur ein Spiel. Er war überzeugt, daß sie diesmal — mit Recht empört — seine Verdächtigung zurückweisen werde.

„Was hattest du gestern abend nach zehn Uhr abends bei Kerst zu tun?“ fragte er streng. Einige Minuten mochten verstrichen sein.

. . . Er wußte genau, wie fern und fremd sich die beiden Schwestern stets gewesen . . . Doch daraufhin allein hätte er diese Frage nicht gewagt, wenn Anita nicht neuerdings Ruth mit einer immer schärfer hervortretenden Eifersucht umlauert hätte . . . So war er überzeugt, daß Anita mit heißem Frohlocken die Verräterin spielen werde, um dadurch vielleicht Ruths ferneres Verweilen im Hause unmöglich zu machen und vorerst ihres offensichtlich verhaßt gewordenen Anblicks enthoben zu sein.

Die Dauer des Schweigens schien ihm zur Unendlichkeit zu wachsen. Seine Stimme nahm einen drohenden Klang an.

„Bist du noch da, Anita? Also . . . sperr dich nicht. Ich weiß alles. Wie konntest du nur . . . Oder . . .? Er erschrak heftig und brach ab . . . weil er im Begriff gestanden, zu verraten . . . daß er eigentlich nicht sie meine . . . sondern . . .! Deutlich vernahm er durch die Leitung ein kurzes, verzweifeltes Schluchzen . . . Und jetzt endlich . . . die Antwort:

„Bloß fünf Minuten war ich bei ihm, Papa. Frage ihn doch. Er wird es dir bestätigen . . .“

Der Brand ließ nach. Wahnsinn, daß ihn dies erleichterte. Also doch . . . Anita! Doch nicht Ruth!

Er schwieg ihr gepreßtes Geständnis tot.

„Weißt du zufällig, wo sich Ruth zur Zeit aufhält?“ — Er mußte ihre Stimme hören, mußte wissen, ob sie jetzt etwa mit Kerst irgendwo zusammen war. — Anita antwortete, vorläufig sich gerettet fühlend, diensteifrig und gefällig: „Sie ist heute doch erst gegen neun Uhr aus der Klinik gekommen. Sie hatte Nachtwache. Ich dachte, du wüßtest es.“

„Und jetzt . . . was tut sie jetzt?“

„Nun . . . sie schläft sich natürlich aus.“

„Tut mir furchtbar leid . . . aber ich muß sie sprechen. Gehe und bitte sie mir an den Apparat . . .“ Er konnte nicht glauben, daß sie in der Tat daheim war. War fester denn je überzeugt, trotzdem es gestern Anita gewesen, daß Kerst und Ruth im Komplott gegen ihn handelten.

Mehr als eine Ewigkeit verstrich für ihn. Endlich.

„Ja . . . hier ist Ruth? Was ist geschehen?“ — Unendliche Befreiung löste seinen inneren Krampf, als er ihre Stimme, nicht ganz so klar, aber doch tief und metallen wie sonst, — unverkennbar jedenfalls —, vernahm.

„Verzeihe,“ bat er fast demütig, „du bist mir doch nicht böse . . .?“

„Nein . . ., nein . . ., nur sage schnell, was ist 's denn?“ Stahl sich nicht in das sonst so ruhige Klingen ihrer Stimme

ein Zittern wie Angst. Um wen hatte sie sich zu ängstigen? Er wußte sonst niemand.

„Geschehen," klang es zurück . . . „Ich weiß noch nicht. Indessen . . . wohl kaum." — — Und dann mit einem raschen Entschluß, knapp und kurz wie das Messer des geübten Operateurs arbeiten mag, wenn die Gefahr groß ist: „Kerst ist heute ausgeblieben, obschon er wußte, daß um zwölf Uhr eine wichtige, von ihm bestens eingeleitete Verhandlung zum Abschluß gebracht werden sollte."

„Er war schon die ganze Woche sehr herunter. Ist dir das nicht aufgefallen?"

„Ich sah ihn doch nicht mit deinen Augen," meinte er bitter.

„Sind meine nicht genau wie deine beschaffen?" fragte sie merkwürdig ruhig zurück? Die plötzliche Erkenntnis, daß er sich dieses Apparates zu einer, bisher bei anderen auf das strengste von ihm verurteilten, scheinbar belanglosen Unterhaltung bediente, erregte ihn.

„Seine Wirtin meldete mir auf Anruf, er sei, wie sonst, um acht Uhr fortgegangen. Wo . . . also kann er sein?"

„Wieso fragst du mich das?" — Er schien sich zu besinnen.

„Ach so . . ., ja richtig . . . — Woher könntest du es wissen? Entschuldige, daß ich störte." — Anita war bei dem Hin und Her von Frage und Antwort im Zimmer geblieben. Allmählich begriff sie, daß etwas Ungeheuerliches mit Jürgen von Kerst geschehen sein könne. Etwas, mit dem sie ihn verlor. Sie hing sich an Ruth.

„Und du weißt doch . . ., wo er ist . . ."

Vater und Tochter waren also von derselben Zwangsidee befallen. Sie fühlte Anitas Hände heiß und zuckend durch den Batist des eilig übergeworfenen Morgenkleides.

„Komm' mit . . ., ich gebe dir einen Löffel Brom," sagte sie begütigend.

Die glühenden Hände gruben sich gleich einer scharfen Klammer um Ruths Handgelenk. Kurz und pfeifend stieß der Atem durch die Kehle.

„Um mich aus der Welt zu schaffen, nicht wahr? Aus deinem Wege. Glaubst du wirklich, ich empfände deine Falschheit nicht? Wüßte nicht . . ., daß er um . . . deinetwillen mich gestern abend hinausgeworfen hat . . . wie etwas Lästiges?" Anitas ohnehin hohe, spitze Stimme schrillte vor Wut.

„Wie kann er dich denn hinausgeworfen haben?" fragte Ruth. Es klang mehr wie erstaunt. Aus ihren Augen — von der durchwachten Nacht mit einem Schleier überzogen — brach ein Schein von Angst.

„Nun, ich war bei ihm. In seiner Wohnung. Empöre dich doch. Spei' vor mir aus, du Reine . . ., du . . . falsche Madonna, die du mir heimlich sein Herz gestohlen hast, während du uns allen seinen Aufenthalt in der Klinik verheimlichtest . . ., nur, damit du ungestört deine Verrätereien an mir vollführen konntest."

Es war, als berührte Ruth von Alvensbrink die Flut dieser Schmähungen nicht mehr als ein Schmutzspritzerchen der Straße den Rand ihrer Schuhe.

„Besaßest du wirklich jemals sein Herz und sein Vertrauen, Anita?" Wie die Frage sich in das Innerste krallte und gebieterisch um Antwort schrie. Anita wollte hell auflachen.

„Komm mir nicht mit diesen lächerlichen Sentimentalitäten aus Urgroßmutters Zeit," spöttelte die von Leichtsinn und Genußsucht im Garten dieser Zeit gezüchtete Giftpflanze modernster Anschauung. Jedoch . . . irgendein fremdes Gefühl zerfror den Spott. Hob die giftige Wucherblume ans Licht der Wahrheit und bewies, daß sie mit einem Fußtritt vernichtet zu werden verdiente.

Plötzlich ein Umschwung in Anita Krumbholz' Stimmung. Alle Wut entwich. Zur Eifersucht bestand keine Kraft mehr. Eine Verirrte schrie nach dem verlorenen Weg zur Heimat . . .

„Hilf mir, Ruth . . . So hilf mir doch . . ."

Wie oft hatte Ruth von Alvensbrink schon die gleiche Bitte vernommen. Von Sterbenden und Lebenden! Es blieb stets das nämliche, sobald — vorübergehend oder für immer — die große Ratlosigkeit einsetzte.

„Ich will dir helfen, Anita . . . dich arbeiten lehren. Jetzt bist du endlich so weit, glaube ich. Sei nur willig. Es wird schon werden . . . Du kommst nicht um dies einzige Heilmittel herum . . ."

Arbeit! Wieder dieser Vorschlag. Dies armseligste und herabwürdigendste aller Mittel . . . Nein . . . so weit war sie noch nicht herunter . . . So weit würde sie auch niemals kommen.

Die jäh aufflackerde Sehnsucht erlosch, wie sie gekommen.

„Geh und schlafe weiter," rief sie mit einem unnatürlich wirkenden Lachen . . . „Ihr seid hier alle verrückt."

* * *

Als P. A. Krumbholz gegen fünf Uhr nach Hause kam, beauftragte er die im Wintergarten mit den Gewächsen und Blumen beschäftigte Jungfer, ihm sofort das gnädige Fräulein ins Arbeitszimmer zu schicken.

Damit war Anita gemeint. Wünschte er Ruth zu sprechen, so bediente er sich ihres Titels.

Anita hatte sich den ganzen Tag nicht aus dem Hause getraut, obgleich ihr die Stille allmählich zur unerträglichen Marter geworden war. Sie hatte auch — aus Furcht, heute beim Essen Ruth allein gegenüber sitzen zu müssen — die warme Hauptmahlzeit für sich abbestellt und sich an den stets vorrätig gehaltenen Näschereien genügen lassen. Außerdem war ihr die Zigarette keinen Augenblick ausgegangen.

Ohne ein Gefühl der Beschämung oder gar der Angst vor unausbleiblichen Vorwürfen zu haben, leistete sie dem väterlichen Ruf Folge.

Was sie auch erwarten mochte . . . es würde immer noch weniger qualvoll wirken, als der jetzige Zustand.

P. A. Krumbholz war im Augenblick weit davon entfernt, auf Anitas abendlichen Besuch bei Kerst zurückzukommen. Er wußte seit langem, daß es nur ein Mittel gab, aus ihr entweder eine . . . Kokotte oder eine wenigstens nach außen hin anständige Frau zu machen — nämlich: den Mann! — An Kersts Seite — diese Ueberzeugung hatte er namentlich durch die Beobachtung in letzter Zeit unbeirrbar gewonnen — würde sie anständig werden.

Er streifte die Eintretende nur mit einem kurzen Blick.

„Nun . . ." fragte er gedehnt und sonst nichts. Ihre Finger krallten sich in eine besonders scharf geschnittene Erhebung ihres Stuhles, bis sie zu schmerzen begannen. —

„Nun . . ." fragte er noch einmal. — Helle Wut begann in ihr aufzusteigen. Sie empfand diesen alten, plumpen Mann nicht als ihren Vater, sondern als etwas Häßliches — Unbequemes, ja, als etwas durchaus Unpassendes in diesem vornehmen Rahmen, der ihn mit der Eleganz seines verschwenderisch ausgestatteten Arbeitszimmers umgab.

Leidenschaftlich preßte sie den kleinen Finger in die Schnitzerei. Ein rundes Tröpflein Blut sickerte heraus . . . Das erleichterte sie ein wenig. Sie traute sich jetzt die Kraft zu, einen zusammenhängenden Satz zu formen.

„Was willst du denn von mir wissen, Papa?"

„Welche Frage . . . Habt ihr inzwischen von Kerst gehört?"

„Nichts! — Aber du . . .?! So sprich doch . . ." Und plötzlich waren Wut und Widerwillen verschwunden. Ihre Hände hoben sich flehend zu ihm. „Quäl' mich nicht so schrecklich. Denkt ihr denn, daß ich aus Stein bin? Schon Ruth vorher . . . Wo ist er? Ich will zu ihm."

„Ich weiß nichts von ihm."

„Ich sehe dir an, daß du etwas wissen mußt."

„Ich mache mir lediglich Gedanken . . . wie jeder übrigens, der davon weiß und der durch sein plötzliches Verschwinden oder durch eigene begründete Reue nicht völlig kopflos wurde."

Sie überhörte die Anzüglichkeit.

„Welche Gedanken machst du dir denn, Papa?"

„Ich rechne damit, daß er sich das Leben gen[illegible] haben könnte."

Nun schrie sie gellend auf.

„Warum aber . . . warum?"

„Denke einmal nach . . . Nun? . . . Wieder das schreckliche, seelenlose und dennoch jedes Gefühl in ihr mißhandelnde Wort.

„So sag's doch endlich . . ."

„Um . . . uns los zu werden! Wir klebten zu fest an ihm."

„Uns — uns . . .?"

„Natürlich — uns! Denn ich drang darauf, daß er dich heiratet . . . Also . . . zwei sind eine Mehrzahl, nicht wahr?"

„Und Ruth," fragte sie mit einem lauernden Seitenblick.

„Ruth?" —

Seine herrische Stimme wurde unsicher. — Er sprach sehr laut, um das nicht merken zu lassen. Aber . . . ihr war es doch nicht verborgen geblieben.

„Nun . . ." Jetzt rächte sie sich an ihm. — „Nun . . . wir wissen doch Bescheid, wir beiden."

Sie sah, wie sehr sich sein Gesichtsausdruck veränderte — wie das Blut dunkel und schwer in seine Stirn stieg — sah es und freute sich, weil nun auch er sich quälte. Sehr langsam sprach sie weiter:

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel der Künstler und Schmuggler.

Unterredung mit einem Universalgenie.

Von Georg Biesenthal.

Meisterschaftsboxer und -fechter, Maler und Doctor juris, Filmschauspieler, Journalist und Dolmetscher für sechs Sprachen, darunter auch für Katalanisch: dies alles ist Señor de Pomés, ausgerüstet mit einer faustischen Sehnsucht, die auch in Spanien vorkommen soll. Ich traf ihn, wo er hinpaßt, wie die Faust aufs Auge: auf einer Caféterrasse am Kurfürstendamm in Berlin. Dortselbst schlürfte er handfeste Getränke, zwischen den Aufnahmen zu „Hochverrat", und seine Lippen murmelten gleichsam ein Lied: „Fern im Süd' das schöne Spanien, Spanien ist mein Heimatland."

Spanische Landschaft. Ufa.

Er meldete sich zurück: von den Außenaufnahmen zum neuen Ufa-Film „Die Schmugglerbraut von Mallorca". Reisemarschall war er dort für Alfred Zeisler und Hans Behrendt, den Regisseur, für Jenny Jugo, Enrico Benfer, MacLaglen, Raimondo van Riel. Denn er gehört zu den besten Kennern Mallorcas, entstammt einem alten Mallorca-Geschlecht. Schon der Großvater seines Großvaters war ansässig auf dieser „Insel der Glücklichen", wo galante Verbrecher und Schmugglerkönige neben genialen Künstlern hausen: auf einem der interessantesten Flecken dieses abgeklapperten Europas.

Zwei Gegenpole sind wahrnehmbar auf Mallorca: die Felsen und die Oliven. Beide verkörpern eine Richtung, ein Gewerbe. Hier Künstler, dort Schmuggler. Gustav Doret war inspiriert von den bizarren Formen dieser Bäume, als er jenes berühmte Illustrationswerk zum „Inferno" der Divina Commedia schuf — und sie leben in den Melodien Chopins. Beide Künstler haben lange auf Mallorca Größtes geschaffen — noch heute befruchtet von hier aus lateinischer Genius die Welt: denn in den Gefilden Mallorcas, zwischen blühenden und blumigen Mandelfeldern, haben sich niedergelassen Spaniens bedeutende Künstler, Lyriker und Maler aus Frankreich und Italien. Soweit die Oliven. Meereswind fächelt ihnen liebliche Kühlung zu.

Jedoch: geschützt von den Felsenriffen der Westküste, den Augen des Gesetzes entzogen durch Klippen und Gestein, fahren die Schmuggler hinaus auf ihren Booten, hinüber nach Marokko, ja, bis zum Freizollgebiet der Kanarischen Inseln, etliche Prisen Tabak zu holen. Dies der Vorwurf zum Film. Aber siehe da: die Filmexpedition, die bei Nacht den Hafen von Barcelona verlassen hatte, um beim aufsteigenden Tag im Morgennebel eine phantastische Landschaft vor sich emportauchen zu sehen: Mallorca — sie fand keinen unter den Söhnen des Volkes, der aussah, wie nach unseren Begriffen ein Schmuggler eben auszusehen hat. Man fand: die Künstler. Man fand: das internationale Reisepublikum. Man fand nicht: die Schmuggler, versteckt hinter den Felsenriffen der Westküste — fand sie auch nicht unter den Schauspielern einer spanischen Wandertruppe. Endlich kam de Pomés mit einem düsteren Subjekt, das sich als Schmugglertyp erster Güte entpuppte. Die Aufnahmen verliefen zur größten Zufriedenheit. Das Subjekt bereicherte das Manuskript um Einzelheiten, die es aus der Fülle seiner Erfahrungen zu schöpfen schien, gab einige Schmugglertricks zum besten. Nur wunderte man sich, daß gerade zu diesen Aufnahmen so viel Polizei erschien. Wollte sie zulernen? Doch bald fand dieses Rätsel seine Lösung. Pomés hatte sich den Prachtkerl — aus dem Zuchthaus ausgeliehen, wo er drei Jahre wegen Schmuggels absitzen muß. So hatte man ihm die größte Freude seines Lebens bereitet: man hatte endlich seine Fähigkeiten anerkannt — und zwar öffentlich, unter den Augen der Polizei.

Pomés erzählt von der jubelnden Begrüßung, mit der man die Filmleute in Spanien aufnahm. Es war in der Karnevalszeit — und die faszinierten Spanier ließen es sich nicht nehmen, für Jenny Jugo einen eigenen Blumenkorso zu veranstalten, mit großem Tam-Tam und allem Drum und Dran — bis zu den echt spanischen Zigeunern, die in ihr Hotel kamen, um vor ihr zu tanzen. Das Offizierkorps von Mallorca lud sie in die Kaserne und setzte ihr dort die echten mallorcanischen Nationalgerichte vor, angefangen mit Einsaimada, die Polizei stellte sofort eins jener Schiffe, wie sie zur Schmugglerjagd verwendet werden, zu den Aufnahmen zur Verfügung — und selbst der alte Nachtwächter verlieh seiner Freude Ausdruck und gab zur Begrüßung plötzlich die einzigen deutschen Worte von sich, die er beherrschte: „Quatsch' mich nicht an!"

Durch diesen Film lernen wir ein Milieu kennen, das gerade uns nordische Menschen aufs höchste interessieren muß. Wir Deutsche wissen von Spanien und spanischen Sitten immer noch recht wenig, weniger als von jedem anderen europäischen Volk.

Wie Filmtricks zustande kommen.

Von Lilian Harvey.

Immer wieder, seit etwas von der Existenz der sogenannten „Filmtricks" in das Publikum gedrungen ist, kann man es, im Dunkel des Zuschauerraums unerkannt sitzend, erleben, daß Szenen, die außergewöhnlich sind, oder besondere Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Künstlers stellen — schlankweg als „Tricks" be- und verurteilt werden.

Nicht nur Szenen, die großes Können und Waghalsigkeit voraussetzen, nein, auch kleine Szenen, deren Gelingen von der unermüdlichen Geduld der Darsteller und des Regisseurs abhing, oder die ein besonderes Training nötig gehabt hatten — werden mit dieser nivellierenden Erklärung abgetan.

„Macht er ja gar nicht" — heißt es, „ist ja Trick!"

Lilian Harvey Ufa.

Wenn nun jetzt eines der neuen Ufa-Lustspiele „Adieu, Mascotte" herauskommen wird und in diesem Lustspiel eine kleine, fröhliche Szene an uns vorübergleitet, in der Marietta Millner, Harry Halm, Igo Sym und meine Wenigkeit — oder soll ich sagen — „Kleinigkeit", an einem prächtig gedeckten Frühstückstisch sitzen und schmausen, und Harry Halm dabei einen geradezu kannibalischen Appetit, verbunden mit einem verblüffenden Eßvermögen, entwickeln wird — wird es sicher wieder heißen: „Natürlich wieder einer ihrer Tricks! So essen kann ein Mensch ja gar nicht!"

Was diese Szene aber für ein Vorspiel hatte, was für Tantalusqualen der arme Halm erdulden mußte, ehe er den ersten Bissen in den Mund bekam, das kann sich wohl so leicht keiner vorstellen.

„Halm" — hatte nämlich der Regisseur Wilhelm Thiele am Tage vorher gesagt —, „Halm, kommen Sie doch morgen ‚ungefrühstückt' zur Aufnahme! Sie haben da eine Szene zu filmen, die große Ansprüche an eine gute Klinge stellen wird . . ." Halm ist fabelhaft pflichtgetreu und richtiger Enthusiast. Also erschien er wirklich mit nüchternem Magen. Er sagte nicht viel, aber seine Augen ruhten mit sichtlichem Interesse und Wohlgefallen auf den schönsten Pasteten des servierten Filmfrühstücks. Wir nahmen Platz. Halm griff zu. Thiele aber sprach: „— ach — einen Moment bitte!" Denn er hatte einen neuen Regieeinfall. — Die Pasteten bleiben also unberührt.

Der störende Regieeinfall gebar aber einen weiterer und

dieser wiederum einen anderen — und schließlich zog eine ganze Kette neuer Regieeinfälle durch den Vormittag, und die Pasteten blieben unangetastet, und Harry Halms Ausdruck in den spärlichen Arbeitspausen wurde immer schwermütiger. Ich habe immer gemeint, nun müsse seine Geduld reißen. Sie riß aber nicht. Ob das damit zusammenhing, daß er seinen grauen Ledergurt immer fester zuzog, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls zeigte er eine vorbildliche Beherrschtheit. Man konnte nur beobachten, wie seine Augen immer wieder von den Leckerbissen des gedeckten Tisches magnetisch angezogen wurden, und wie sein Gesicht sich dabei schmerzlich verzog. Hie und da hörte man auch leichte Seufzer seinen Lippen entfliehen, verständlich, da sein leidender Magen, dem die Augen natürlich schon längst von den aufgestapelten Herrlichkeiten berichtet hatten, sich wohl immer energischer in Erinnerung zu bringen verstand.

Erst gegen 4 Uhr nachmittags wurde der Weg zu den Pasteten frei. Halms Spielbegeisterung kannte keine Grenzen! Wilhelm Thiele konnte wiederholen, so oft er wollte, Halm war zu jeder Wiederholung strahlend bereit. Er futterte mit neuer unglaublicher Hingabe und so anregend, daß allen ringsum, die doch schon Frühstück und Mittag intus hatten — das Wasser im Munde zusammenlief . . .

Noch nie habe ihm ein Frühstück so gemundet, wie dieses späte Nachmittagsfrühstück, dieses Spätstück im Schein der Quecksilberlampen — vertraute Halm mir später an. — Die Leute im Kino aber werden totsicher wieder sagen: „Ist ja nur ein Trick! So viel essen kann ein Mensch ja gar nicht."

Wieviel ist eine Frau wert?

Eine Amerikanerin, Gattin eines Landwirts, die jetzt dreißig Jahre verheiratet ist, hat soeben eine Aufstellung ausgearbeitet, um festzustellen, wie hoch ihr Wert zu schätzen ist. Sie behauptet, während ihrer Ehezeit habe sie 235 425 Mahlzeiten hergestellt, 33 190 Laib Brot und außerdem 5930 Kuchen und 7960 Fruchttorten gebacken, ferner 1550 Töpfe Fruchtmus und Marmeladen hergestellt. 36 461 Stunden habe sie für Reinemachen, Waschen und ähnliche Arbeiten benötigt. Nebenbei habe sie 7660 Hühner gezüchtet und 5540 Pfund Butter hergestellt.

Die Landwirtsfrau berechnet den Wert der von ihr hergestellten Waren auf 460 000 Mark — selbst habe sie jedoch nie einen Pfennig Geld als Lohn dafür erhalten! —

Als Gegenwert für diese „Produktion" muß man natürlich all das in Anrechnung bringen, was die Frau selbst verzehrte, ferner die Ausgaben für ihre Kleidung, ihr Wohnen und zweifellos auch für die kleinen Vergnügungen, die sie genoß. Rechnet man diese Posten selbst zu einem geringen Satz, so erhält man für die dreißig Jahre immerhin den stattlichen Betrag von über 60 000 Mark.

Die Wertfestsetzung von 460 000 Mark scheint auch etwas zu hoch zu sein — denn wenn die Frau während der ganzen Zeit den ortsüblichen Lohn empfangen hätte, würde der Lohnbetrag kaum über 60 000 Mark hinausgewachsen sein.

Hundert Mark für ein Kopfnicken.

Das Kopfnicken eines Filmstars kann eine recht teure Angelegenheit sein. So **beispielsweise das von Maria Paudler. Als einer ihrer Filme in einem Berliner Kino** eine **Uraufführung erlebte, war der Besitzer des Theaters** vorher **zu Maria Paudler in die Wohnung gelaufen und hatte sie händeringend gebeten, doch bei den Abendvorstellungen persönlich anwesend zu sein. Er wollte unbedingt seinen** Gästen den Genuß **verschaffen, die beliebte Filmdiva von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und keine Kosten waren ihm zu hoch, diese Attraktion für sein Theater sicherzustellen.** Und deshalb vereinbart er eine Gage von 100 Mark für jeden Abend, an dem Maria Paudler persönlich im Theater anwesend war und sich für den „riesigen Applaus" mit einem liebenswürdigen Lächeln und einem freundlichen Kopfnicken beim Publikum bedankte. Zehnmal war Maria Paudler im Theater, dann kam ein neues Programm. Und in der Hitze der neuen Dispositionen „vergaß" der Direktor, der Diva die vereinbarten 1000 Mark Gage zu zahlen. Er zahlte auch nicht, als er in Briefen daran erinnert wurde. So blieb Maria Paudler nichts anderes übrig, als das Arbeitsgericht anzurufen. Sie errang dort vermöge ihres liebenswürdigen Lächelns und freundlichen Kopfnickens einen leichten Sieg, denn ihr Prozeßgegner war nicht erschienen und ließ sich im Wege des Versäumnisverfahrens zur Zahlung der eingeklagten 1000 Mark verurteilen.

„Der Ruf des Nordens". Nach fast halbjähriger Arbeit sind die Aufnahmen zu dem großen Hom-Film „Der Ruf des Nordens" unter der künstlerischen Oberleitung von Mario Bonnard beendet worden. In den Hauptrollen wirkten mit: Luis Trenker, Eva v. Berne, Dr. Holsboer.

Der Schal paßt immer.

Gut angezogen sein bedeutet heute durchaus nicht mehr, sich immer in große Unkosten stürzen. Leicht können wir auch ein älteres Kleidchen, ein Kostüm vom vergangenen Jahr durch eine nette modische Kleinigkeit neu beleben, ihm ein frisches, farbiges Gesicht verleihen. Es gibt allerhand solche kleinen reizvollen Dinge, die sich besonders gut auf das ganz Persönliche verstehen — der Gürtel, die Krawatte, die Stickereiweste — am vielseitigsten unter ihnen allen bleibt doch der kleine Schal.

Vor allem zum einfachen Jumperkleidchen bildet er eine geschmackvolle Ergänzung — die Grundfarben harmonieren, und das lustige Streifenmuster bringt eine ausdrucksvolle Note in die ruhige Geschlossenheit der Kleidung. Den V-förmigen Ausschnitt umgibt er in fichuartiger Anordnung; die Enden werden durch einen Galalithring gezogen, der farblich zu der Blendenverzierung des Kleides paßt. Ueber dem ovalen Ausschnitt wieder seitlich auf der Schulter mit einer kleinen Agraffe befestigt.

Eine noch größere Rolle spielt der Schal zum Kostüm und Mantel. Hier muß es durchaus nicht immer gleich der seidene sein — der wärmende Kasha-Schal aus schmiegsamer, leichter Wolle vereinigt in sich ebensosehr den Vorzug der Weichheit mit dem der Kleidsamkeit. Meist sehen wir ihn in grauen und bräunlichen Farbtönen, hell und dunkel geschmackvoll abgestuft. Das stärkere Wollmaterial erlaubt keine Schlingung — wir tragen ihn glatt in den Mantel hineingelegt. Eine nette Abwechslung ist der aus zwei viereckigen Tüchern aneinandergesetzte Schal — diese Form legt sich ganz schmal am Halse an, vermeidet jedes Sichbauschen des Stoffes. Oft wählt man für die zwei Tücher verschiedene Farben, Perlgrau und Mittelblau, lichtes Beige und Braun heben sich gut voneinander ab und stehen doch in innerer Verbindung.

Stimmt diese Zusammenstellung vielleicht noch mit dem Band des Hutes oder mit den Filzstreifen der kleinen Kappe farblich überein, so ist mit wenig Mitteln eine fast künstlerische Einheitlichkeit unserer Erscheinung erzielt. Den Sinn für diese kleinen modischen Dinge, die so oft für die frauliche Anmut ausschlaggebend sind, können wir uns anerziehen, indem wir sorgfältig beobachten und auch die scheinbar nebensächlichsten Einzelheiten liebevoll auswählen. So wie die kleinen Freuden uns den Alltag verschönen, so sind es auch im Modischen die kleinen Dinge, die unserm Aeußeren den ersehnten Schimmer der Vollendung geben.

Fröhliche Ecke.

Armes Tantchen. Bei einem Wohltätigkeitsfest des Städtchens hatte ein sehr hübsches junges Mädchen zusammen mit ihrer Tante einen Verkaufsstand inne.

Der reichste Einwohner des Ortes machte — in Begleitung seines Kammerdieners — halt vor der Auslage.

„Nun, Herr Reich," fragte das junge Mädchen, „was kann ich Ihnen verkaufen?"

„Zwei Küsse", erwiderte der schnell, „und für jeden bezahle ich einen blauen Lappen."

„Schön," sagte das junge Mädchen, „bitte Tantchen, zwei Küsse für diesen Herrn."

Der aber erfaßte die Situation sehr schnell und sagte, indem er seinem Diener die Banknoten aushändigte:

„Nimm die Ware in Empfang, Johann!"

(Pearson's Weekly.)

Professor: Dieser Strauch gehört zur Familie der Retinospora.

Frau: Wat? Woll'n Se damit andeuten, det ick'n jestohlen habe?